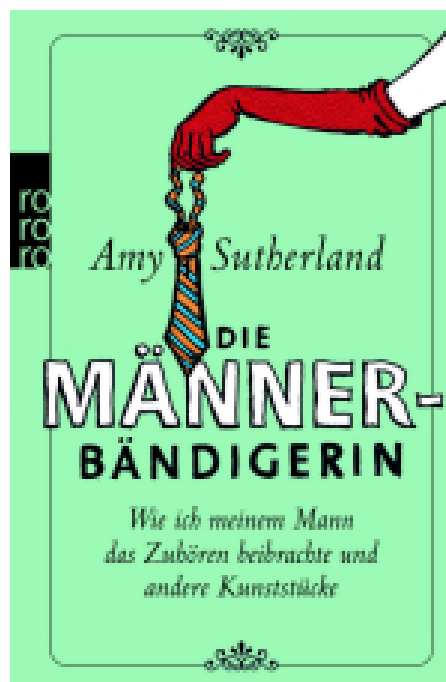


Leseprobe aus:

Amy Sutherland

Die Männerbändigerin



Inhalt

	Einleitung	9
EINS	Menschen sind auch Tiere	15
ZWEI	Jede Interaktion ist Training	28
DREI	Das Zen des Tiertrainings	46
VIER	Die Eigenarten der Arten	65
FÜNF	Wie ich mir das Nörgeln abgewöhnte	83
SECHS	Das Prinzip positive Verstärkung	111
SIEBEN	Schritt für Schritt	136
ACHT	LRS oder das Pokerface	154
NEUN	Freude an unvereinbarem Verhalten	172
ZEHN	Große Katzen	184
EPILOG	Das Leben danach	199
	Danksagung	212
	Glossar	215

Einleitung

Während ich an diesem Sommermorgen an meinem Schreibtisch in Maine sitze, höre ich meinen betagten Nachbarn seine Einfahrt herunterzockeln und sich dabei mit übertriebenem Überschwang räuspern. Ein Nebelhorn klagt. Eine Autotür wird zugeschlagen. Diese gewöhnlichen Dinge nehme ich kaum wahr, denn mein Blick ist auf das Außergewöhnliche gerichtet, einen anmutigen Unterwassertanz am anderen Ende des Kontinents. Eine schwarze Gestalt, ein Schwimmer im Neoprenanzug – ob Mann oder Frau kann ich nicht erkennen –, planscht in der Mitte eines tiefen Beckens. Hinter dem Schwimmer gleitet ein Schwertwal durch das Bassin. Seine Rückenflosse steht aufrecht wie ein Segel. Die markante schwarz-weiße Zeichnung spiegelt sich in der darüberliegenden Wasseroberfläche.

Dank einer in der Seitenwand installierten Webcam kann ich das schillernde Showbecken von SeaWorld in San Diego sehen. Das heißt, ich kann die sechsundzwanzig Millionen Liter Wasser von der Oberfläche abwärts bis zum Grund beobachten, ein völlig anderer Blickwinkel, als ihn jeder im Augenblick im Shamu-Stadion Anwesende hat – ich nenne es die Krebsperspektive. Das hier ist eine sehr blaue Welt. Das kalte Wasser hat die Farbe von Lapislazuli, doch die Schattierung wird zunächst heller und dann intensiver, während die Sonne ihren Bogen darüber beschreibt. Die Felsen am Grund des Beckens sind vom dunklen Indigo eines sternlosen Nachthimmels. Aquama-

rinfarbenes Licht flattert mit den Wellenbewegungen über den weißen Boden des Bassins.

Selbst der Schwertwal wirft einen blauen Schatten auf seinen Bahnen durchs Becken. Heute ist nur ein Orca im Wasser, aber ich habe schon zwei oder gar drei gesehen. Ich habe kleine Kälber gesehen. Ich habe beobachtet, wie sie sich den Rücken an den Felsen kratzen und Luftblasen in Ballongröße ausstoßen. Manche drehen ihre Runden gern auf dem Rücken, die Alabasterbäuche gen Himmel gewandt. Einer hat eine weiße Zeichnung in Form eines Ginkgoblatts. Wenn die Wale ganz nah vor die Kamera schwimmen und ihre Bäuche plötzlich den Bildschirm ausfüllen, dann kann ich mir ein Jauchzen nicht verkneifen. Dann heben meine Hunde die Köpfe und wenden mir ihre hellen, neugierigen Augen zu. Mein Mann ruft von unten an seinem Schreibtisch herauf: «Was?»

Das alles jedoch ist nichts im Vergleich dazu, wenn Trainer mit im Becken sind. Mit ihren kleinen, strampelnden Beinen und wedelnden Armen wirken sie wie Wasserwanzen neben den knapp viertausend Kilo schweren Tieren. Ich kann mich nicht vom Anblick dieser beiden absurd unterschiedlichen Geschöpfe losreißen, die dort Seite an Seite arbeiten. Also klebe ich weiterhin am Bildschirm, während der Wal seine massige Gestalt dem Schwimmer zuwendet und ihm die breite schwarze Schnauze unter die Füße stupst.

Ich gestehe es. Ich schiebe die Arbeit vor mir her. Eigentlich sollte ich an ebendiesem Buch schreiben. Aber der virtuelle Weitblick auf ein tonnenschweres Tier im Gleichklang mit

einem daran gemessen winzig kleinen Menschen ist eine sehr passende Art des Trödelns. Er erinnert mich daran, wie sehr ich mich verändert habe.

Ich bin ein vollkommen anderer Mensch als vor drei Jahren. Meine Freunde und meine Familie haben es vielleicht nicht bemerkt, aber bisweilen erkenne ich mich beinahe selbst nicht wieder. Meine Lebenseinstellung ist optimistischer. Ich bin weniger voreingenommen. Ich verfüge über erheblich mehr Geduld und Selbstbeherrschung. Ich bin eine bessere Beobachterin geworden. Ich komme mit anderen Leuten viel besser zurecht, allen voran mit meinem Ehemann. Ich spüre eine innere Ruhe, die einem so viel tieferen Verständnis der Welt entspringt.

Was hat diese Veränderung bewirkt? Therapie? Nein. Antidepressiva? Nein. Yoga? O nein. Eine religiöse Erweckung? Schon wieder falsch. Akupunktur? Ganz bestimmt nicht.

Ich habe eine Schule für Trainer exotischer Tiere entdeckt und ein Buch darüber geschrieben. Das war es.

Das Komische daran ist, ich war gar nicht auf der Suche nach Veränderung. Aber die Veränderung hat schon immer von allein den Weg zu mir gefunden. Bereits in den Anfangstagen meines journalistischen Berufslebens musste ich lernen, dass, egal mit welchem Thema ich mich auch befasste – sei es Blaubeeranbau oder Avantgarde-Jazz –, es mir bis zu einem gewissen Grad unter die Haut ging. Als ich ein Buch über Kochwettbewerbe in Amerika schrieb, dauerte es nicht lange, bis ich mir selbst Rezepte ausdachte und einsandte. Durch die Arbeit an einer Serie über häusliche Gewalt bekam ich Alpträume. Wenn ich so leicht zu

beeinflussen war, so befand ich, dann sollte ich die düsteren Stoffe meiden. Kompliziert war in Ordnung, zutiefst verstörend nicht.

Für mein zweites Buch begleitete ich ein Jahr lang Schüler des Moorpark College nördlich von Los Angeles, die dort den Kurs *Exotic Animal Training and Management Program* absolvierten – das Harvard für Tiertrainer. Im Gepäck hatte ich nach dieser Zeit nicht nur eine kalifornische Sonnenbräune, eine neuerworbene Achtung vor Aasfressern und mehr als ausreichend Material für ein Buch, sondern auch etwas, mit dem ich nie gerechnet hätte – eine völlig neue Einstellung zum Leben.

Während der Arbeit an diesem Buch hielt ich Freunden, Verwandten, jedem, der dreißig Sekunden lang stillhielt, endlose Vorträge über die große Weisheit, die ich zu Füßen der Tiertrainer gefunden hatte. Die Freunde, die sich beim vorhergehenden Projekt mein Geplapper über das korrekte Würfeln von Fleisch für Wettbewerbsgulasch angehört hatten, nickten gutmütig und dachten sich vermutlich im Stillen: «Jetzt geht das wieder los.» Gelegentlich unterbrachen sie mich mit der Frage: «Wann hast du Abgabe?», in der Hoffnung, die Deadline sei nicht mehr fern und ich würde mich schon bald einem anderen Thema zuwenden.

Mein Mann, der wie ich Tiere liebt und selbst einige Kenntnisse über Training besitzt, war da schon weit aufgeschlossener und machte sich nicht mal über mich lustig, als ich begann, mit Begriffen wie «unvereinbares Verhalten» oder «verschobene Aggression» um mich zu werfen. Doch selbst er begriff anfangs nicht so recht, was ich im Schilde führte – nämlich die Techniken des Tiertrainings

selbst anzuwenden, allerdings auf die Angehörigen meiner eigenen Spezies, und zwar ganz besonders auf meinen geschätzten Gatten.

Schließlich verfasste ich eine Kolumne für die *New York Times* darüber, wie ich meine Ehe verbessert hatte, indem ich mich in einen Tiertrainer hineinversetzte. Zu meiner Überraschung horchte die ganze Welt auf. Nachdem ich monatelang von meinen Freunden ignoriert worden war, wurde ich unvermittelt mit Interviewanfragen aus allen Winkeln der Erde bestürmt – Brasilien, Irland, Spanien, Kanada. Vier Reporter riefen mich allein aus Australien an. Mein Posteingang füllte sich mit Glückwunsch-E-Mails. Ich wurde in die morgendliche *Today Show* im Fernsehen eingeladen. Hollywood meldete sich. Meine Kolumne schob sich an die Spitze der Liste der am häufigsten gemailten Artikel der *Times*, wo sie tagelang, dann wochenlang blieb und letztendlich zur meistgemailten Story 2006 wurde. Als sich die Aufregung wieder legte, hatte ich einen Filmvertrag in der Tasche sowie den Auftrag, aus meiner *Times*-Kolumne ein Buch zu machen.

Niemals hätte ich geahnt, dass ich mal so ein Buch schreiben würde. Andererseits hätte ich auch niemals geahnt, dass Tiertraining mich so verwandeln würde. Ich bin weder Therapeutin noch Seelsorgerin noch Trainerin oder Expertin welcher Art auch immer. Ich bin Journalistin. Was ich anzubieten habe, ist meine eigene persönliche Geschichte. Wie eine Art Alice stolperte ich in ein Wunderland, in dem Geparden an der Leine laufen, Hyänen auf Kommando Pirouetten drehen und Paviane Skateboard fahren, um am Ende mit einem neuen Blick auf Ehe,

Männer, Menschen, das Leben wieder zurückzukehren. Vielleicht regen meine Erfahrungen Sie zum Nachdenken oder zum Lachen an, verabreichen eine leichte Dosis Philosophie oder zeigen Ihnen einen Weg, kleinere Probleme zu lösen, die keinen Besuch beim Psychiater wert sind, aber dennoch an einem nagen. Oder aber sie verändern Sie von Grund auf.

Die Welt ist voller Überraschungen. Und den Beweis dafür habe ich vor Augen.

Mit der Walschnauze unter seinen Füßen zieht der Trainer die Arme dicht an seinen Körper, während Shamu ihn durchs Wasser schiebt. Es ist ein magischer Anblick, ganz besonders, als das ungleiche Paar an der Webcam vorbeisaust. Der Kopf des Tiertrainers schneidet durchs Wasser und kommt zuerst ins Blickfeld. Jetzt sehe ich, dass es eine Frau ist. Ein blonder Pferdeschwanz flattert auf ihrem Rücken. Das Gesicht nach vorn gewandt sieht sie aus wie die Galionsfigur eines Schiffes. Aus ihren Mundwinkeln strömen kleine Luftblasen. Dann folgt ihr gerader, horizontaler Körper. Am Schluss sehe ich ihre Füße, die immer noch geschickt auf der Schnauze des gefährlichsten Raubtiers der Weltmeere balancieren. Shamus geschmeidiger, tonnenschwerer Körper füllt die Kameralinse aus und verschwindet dann. Obwohl ich die beiden nicht sehen kann, weiß ich, was sie jetzt tun. Wie Wassergötter schießen sie zum tosenden Applaus eines Publikums aus dem Becken, das genau wie ich an meinem Schreibtisch ungläubig bestaunt, was unmöglich scheint und es doch nicht ist.

EINS

Menschen sind auch Tiere

Während ich am Spülbecken stehe, tigert mein Mann gereizt hinter mir auf und ab. «Hast du meinen Schlüssel gesehen?», knurrt er. Dann stößt er ein lautes Schnauben aus und stapft aus dem Raum, unsere Hündin Dixie – bestürzt über die Verstimmung ihres Lieblingsmenschen – dicht auf den Fersen.

Früher hätte ich mich direkt hinter Dixie eingereiht. Ich hätte den Wasserhahn abgedreht und mich an der Suche beteiligt, wobei ich mich gleichzeitig bemüht hätte, Scott mit fröhlichen Platituden wie «Mach dir keine Sorgen, die tauchen schon wieder auf!» zu besänftigen. Manchmal steuerte ich auch ehefräuliche Tipps bei, wie man seinen Schlüssel erst gar nicht verliert. Oder, wenn ich unleidlich war, blaffte ich: «Jetzt beruhig dich mal.» Was ich auch tat, Scott wurde meistens nur noch wütender, und ein harmloser Fall von verschwundenen Schlüsseln verwandelte sich in null Komma nichts in ein ausgewachsenes, von Ängsten geschütteltes Drama, mit uns beiden und Dixie, unserem nervösen Australian Shepherd, in den Hauptrollen. Penny Jane, unsere unerschütterliche Border-Collie-Mischung, war als Einzige klug genug, sich aus der Vorstellung herauszuhalten.

Jetzt aber konzentriere ich mich auf den nassen Teller in

meinen Händen. Ich drehe mich nicht um. Ich sage kein Wort. Ich wende eine Technik an, die ich von einem Delphintrainer gelernt habe.

Ich liebe meinen Mann. Mit seiner hellen Haut und dem dicken kastanienbraunen Haar sieht er auf eine kantige, nordische Art gut aus. Er ist abenteuerlustig und kann irrsinnig komisch den Vermonter Akzent imitieren, worüber ich mich nach vierzehn Jahren Ehe immer noch kaputtla- che. Wir haben viele gemeinsame Vorlieben: Hunde, Jazz, nicht ganz durchgebratene Hamburger, guten Bourbon, lange Spaziergänge, die Farbe Orange. Aber er kann mir auch auf die Nerven gehen. Er drückt sich hinter mir in der Küche herum, wenn ich mich auf die brutzelnden Pfannen zu konzentrieren versuche, und fragt mich, ob ich diesen oder jenen Artikel im *New Yorker* gelesen habe. Er isst Süßigkeiten auf, besonders die gehaltvollen Karamellkekse, die seine Mutter uns aus Minnesota schickt, und sagt dann: «Ich dachte, du wolltest nichts mehr.» Er lässt zerknüllte Taschentücher im Auto liegen. Er fährt über rote Ampeln und nennt sie «dunkelgelb». Er leidet unter schweren Anfällen von Ehegattentaubheit, hört mich aber garan- tiert, wenn ich am anderen Ende des Hauses vor mich hin murmle. «Was hast du gesagt?», ruft er dann. «Nichts», brülle ich zurück. «Was?», schreit er wieder.

Diese unbedeutenden Ärgernisse sind nicht der Stoff, aus dem Trennung und Scheidung sind, aber alles in allem trübten sie meine Liebe zu Scott. Manchmal betrachtete ich ihn und sah nicht mehr den schlanken Mann aus Minnesota, den ich vergötterte, sondern ein gebrauchte Taschentücher

verteilendes, schwerhöriges, störrisches Krümelmonster. In solchen Momenten war er weniger mein geliebter Mann denn eine überlebensgroße Schmeißfliege, die mir auf die Pelle rückte, mir über die Nase huschte, in der köchelnden Soße landete, durch mein Leben summt.

Wie unzählige Ehefrauen vor mir missachtete ich also eine ganze Bibliothek voller Ratgeberbücher und machte mich daran, ihn zu bessern. Durch Nörgeln selbstverständlich, was üblicherweise genau den gegenteiligen Effekt hatte – seine Schuhe in Größe 45 stapelten sich weiterhin neben der Eingangstür, er ging immer seltener zum Friseur, unbeirrt stellte er leere Milchtüten in den Kühlschrank zurück. Ich probierte es mit heiteren Ratschlägen: «Dein Gesicht ist so attraktiv, warum es hinter all den Bartstoppeln verstecken?» Das hatte normalerweise eine ganze Reihe weiterer rasurloser Tage zur Folge. Oder ich startete diplomatische Versuche im Stil von: «Was hältst du davon, wenn wir beide keine schmutzigen Klamotten mehr herumliegen lassen?» «Okay», willigte mein Gatte lebenswürdig ein, woraufhin er ungerührt über den übelriechenden Haufen Fahrradmontur auf dem Schlafzimerboden stieg.

Als moderne Frau probierte ich es auf die direkte Art und fragte ihn mit möglichst neutraler Roboterstimme: «Würdest du bitte nicht so schnell fahren?» Doch selbst dieser Versuch ging nach hinten los, denn mein Mann hörte aus dieser simplen Frage einen Vorwurf oder gar einen Befehl heraus und drückte das Gaspedal noch eine Spur fester durch. Wenn alles andere nicht half, wurde ich laut, und wir stritten uns.

Wir gingen zu einer Eheberaterin, um die Ecken und Kanten unseres Zusammenlebens glattzuhobeln. Die Psychologin, eine zierliche Frau mit spitzen Knochen, die sich auf einem Block Notizen machte, begriff nicht, was wir bei ihr wollten, und lobte wiederholt unsere gute Kommunikation. Ich warf das Handtuch. Vermutlich hatte sie recht, unsere Beziehung lief besser als die meisten. Also begnügte ich mich mit gelegentlichen sarkastischen Kommentaren und wachsendem Groll.

Und dann passierte etwas Magisches. Ich entdeckte das Tiertraining.

In die Welt des Tiertrainings stolperte ich vor fast zehn Jahren, als wir Dixie zu uns holten. Ein acht Wochen alter Hütehund, ein fünf Kilo schweres rotes, wuscheliges Energiebündel. Es war, als hätten wir in unserem Haus einen Feuerwerkskörper gezündet, so tobte sie von Zimmer zu Zimmer, diverser Spielzeug aus der Schnauze hängend. Ich gab das morgendliche Meditieren zugunsten meiner neuen Ganztagsbeschäftigung auf: den Hund müde zu machen. Es war mehr als ein Vollzeitjob. Noch bevor ich mich anzog oder Kaffee kochte, setzte ich mich im Schneidersitz auf den Fußboden, hielt ein Schaffellimitat in die Luft und rief: «Hol es dir.» Dann katapultierte sich Dixie auf das Fell und riss daran, die Bernsteinaugen hell leuchtend, und wir beide zogen, so fest wir nur konnten. Mit diesem Spiel verbrachten wir so viel Zeit, dass das Schaffell am Ende nur noch ein winziger, vollgesabberter Stofffetzen war.

Zum ersten Mal in meinem Leben lernte ich, einen Ball vernünftig zu werfen, und später sogar ein Frisbee. Ich

schmiss so viele Bälle und Frisbees und wanderte so viel, dass ich eine Kleidergröße abnahm. Dixie zerrte, balgte oder rannte entweder, oder sie schlief tief und fest unter einem Tisch, wo wir sie nicht streicheln konnten. Falls wir es wagten, auf allen vieren zu gehen und unsere Hände nach ihr auszustrecken, hob sie unwillig wie ein aus dem Powerschlaf gerissener Spitzensportler den Kopf und schleppte sich genau so weit, dass wir sie nicht erreichen konnten. Schmusen war in Dixies Augen etwas für Schoßhündchen.

Obwohl ich glaube, dass wir eine leichte Enttäuschung für Dixie waren – so wie es das gemeine Volk für Leute von königlichem Geblüt sein kann –, waren wir immerhin klug genug zu erkennen, dass ein Hütehund eine Aufgabe braucht. Also suchten wir uns einen Agility-Kurs. Dort lernt man, wie man seinen Hund über einen drolligen Parcours aus Tunnels, Hindernissen und Wippen jagt. Damals fanden wir nur einen einzigen Hundetrainer in der Gegend von Portland, Maine, der dieses verrückte Fach unterrichtete. Bevor wir allerdings diesen Kurs in Angriff nehmen konnten, empfahl man uns dringend den Besuch einer Welpenschule.

Hätte sich diese Trainerin traditioneller Techniken bedient, mit der Leine geschnalzt und den Hund in diese und jene Richtung gedrängt, dann wäre das wohl das Ende der Geschichte gewesen. Doch ich hatte das Glück, dass die Trainerin progressive, positive Methoden anwendete, Methoden, die auf einer vollkommen anderen Philosophie beruhten. Anstatt uns beizubringen, unsere Welpen heranzukommandieren und zu folgsamen Hunden zu erziehen, lernten wir von ihr, mit ihnen zu kommunizieren und

zu kooperieren. Sie zeigte uns nicht nur, wie wir unseren Tieren *Sitz* und *Platz* vermitteln, sondern vielmehr, wie wir unsere vierbeinigen Gefährten verstehen können.

Inmitten des fröhlichen Chaos der Welpenschule – dem Kläffen, den verwickelten Leinen, den kleinen Reibereien – stieß ich auf eine intellektuelle und persönliche Herausforderung, mit der ich nicht gerechnet hatte. Ich fand ein neues Ich, ein Ich mit viel mehr Geduld und Selbstbeherrschung. Ich lernte, präzise und aufmerksam zu sein. Ich lernte, Dixie beizubringen, was ich von ihr wollte, nicht, was ich *nicht* wollte. Ich lernte, nichts von dem, was sie anstellte, persönlich zu nehmen. Nicht einmal, als sie in einem Anfall von Aufgedretheit meine Shorts zerfetzte. All das durch sechs Wochen in einer Welpenschule.

Außerdem kommunizierte ich erstmals mit einer anderen Spezies, und das ist ein Nervenkitzel, den man keinesfalls unterschätzen darf. Also meldete ich Dixie und mich für den nächsten Kurs an. Ich war angefixt. So angefixt, dass ich am Pariser Set von *102 Dalmatiner*, wo ich durch einen Zeitschriftenauftrag gelandet war, jede freie Minute bei den Tiertrainern verbrachte und beispielsweise darüber plauderte, wie man einem Papagei beibringt, auf einem Bullmastiff zu reiten, und wie man dem Hund beibringt, sich nicht zu schütteln, wenn der Vogel ihn mit den Flügeln auf dem Rücken streift. Zu meiner Überraschung hatten die Trainer allesamt eine richtige Ausbildung in der Arbeit mit exotischen Tieren absolviert. Sie hatten nämlich ein Community College außerhalb von Los Angeles besucht. Das sei die ultimative Ausbildung in dem Bereich, so berichteten sie mir, mal ganz abgesehen davon, dass es die

einzig dieser Art sei. Wieder zu Hause lehrte ich Dixie, die *New York Times* hereinzuholen, kritzelte mir den Namen der Schule darauf und warf das abgerissene Stückchen Papier in meinen Ideenordner.

2003 begann ich mit der Arbeit an dem Buch. Ein Jahr lang pendelte ich zwischen Maine und Kalifornien, wo ich die Teilnehmer des *Exotic Animal Training and Management Program* am Moorpark College durch ihren Alltag begleitete. Ich beobachtete, wie die Schüler das scheinbar Unmögliche schafften: Sie brachten einem Wüstenluchs bei, freiwillig die Pfoten zum Krallenschneiden auszustrecken, einem Kamel, Basketballkörbe zu werfen, einem Pavi-anweibchen, in eine Kiste zu steigen und die Klappe hinter sich zuzumachen. Jeder Tag im Lehrzoo war vollgepackt mit zahllosen Lektionen, vom korrekten Aufheben einer *Boa constrictor* bis hin zum Sprechen mit einem Wolf. Beim Beobachten der Schüler wurde ich praktisch selbst zur Schülerin. Ich lernte, den Primaten nicht in die Augen zu sehen, mit selbstbewusster Unbefangenheit neben einem Puma her zu spazieren und niemals zu dicht bei irgendeinem Gehege zu stehen, ganz besonders nicht denen der großen Fleischfresser. Ich lernte, dass Zulu, der Mandrill, mir durch sein Kopfnicken sagen wollte: «Abstand halten.» Dass Rosie, die Paviandame, mir durch das Schmatzen ihrer Lippen mitteilte: «Hallo Freundin.» Dass ein dumpfes Klopfgeräusch in der Brust Juliettas, des Emus, Besorgnis ausdrückt.

Außerdem lernte ich die Sprache der Tiertrainer. Was sie meinten, wenn sie von «A nach B» sprachen (einem Tier